

**Offener Schreibbrief von Missus Lizzie Sauerampfer.**

Mein Allerwertester!

Was ich erspachtet hat, ist gehapend: der Ritter Sauerampfer, wo mein Hosenband ist, hat ein ganz fertiger Hof mit mich gereicht. Sie wüßte nicht, daß ich mehrliebs erstrebt für ihn bin, nasser, ich bin immer mein Bille gehabt, von die ersichte Eund an, wo ich mit ihm gange fin un ich hen — zivische Jhne un mich — auch jetzt noch die Hofe an. Das is inwiderhaupt, was einige Frau soll — ich denke, e Frau is en Fruhl, wann se nit die Hofe anhat. Die Mennehofts, das is e artig interes Setz un wann sich do e Frau nit uff die Hinnerfüß stellt, dann is se geleift. Ich fin froh, daß ich mein Alle richtig gewöhnt hen. Well, anwer, was ich hen sage gewollt.

Ich sollt sage nit. Anwer wann er denkt, daß ich stappe deht, so schreibe, dann is er schief gewickelt. Jetzt erst recht! Un wann er heim kommt, mehlie, dann duhn ich kein Ding zu ihm. Anwer um eins frag ich Jhne, mein Allerwertester, sehe Se nor immer mein Wiedehname unner mein Brief. Erstkens suchst er sich drüwer un zweitens duhst so schön saunde. Wann Se anwer edstra Gespenzes mit hawwe, dann könne Se auch den Hanfstengel emeg werfe. Well, so elang! Mit velle Riegarhrs Juhrs trulie Missus Philipp Sauerampfer, geb. Hanfstengel. Postschrippdumm. Printe Se doch den Hanfstengel recht fett. Bries.

**Typen aus Monte Carlo.**

Von Richard Nathanson.

**Der Finanzkeller.**

Der große Speiseaal war schon ziemlich leer. Die dicken Deckelungen, welche das Ausreten von geheimen Kommerzianten und die Würde von ergrauten Diplomaten hatten, gaben ihren flinken Untergehenden die Anweisung, die Schließelchen mit Sardinien und Komatienalat von den Tischen zu nehmen und die roten Lichtschirmchen an den silbernen Leuchtern wieder zurecht zu rücken.

Durch die Glaswand der Veranda, auf welcher wir saßen, überblidete man den sonnendurchflutheten Platz vor dem Kasino. Er war jetzt noch der Frühstundstunde fast leer, so daß man unwillkürlich die einzelnen Gestalten, die sich dort bewegten, beobachten mußte. Ein gut gekleideter, aber ordinär aussehender Mensch mit grauem Badendbart sah auf einer der Bänke. Die ganze Zeit über, während wir gestrichelt hatten, sah er dort: unbeweglich, theilnahmslos, den Blick immer auf die Thüren zum Palaste der Bank gerichtet. Nur zweimal war er aufgesprungen und hatte dabei jedesmal ein großes Portefeuille hervorgezogen, dem er eiliche, offenbar vorher abgelesene Banknoten entnahm. In demselben Moment war ein kleiner alterer Herr fast athemlos die wenigen Stufen, die von dem Kasino ins Freie führen, herabgesprungen, hatte das Gelbbüchlein des Graubärtigen entgegengenommen und war ohne zu grüßen wieder über die Stufen hineingestürzt, während sich Jener tief verbeugte, sich dann wieder auf seinen Platz setzte, eine Weisheit in einem alten Notizbuch macht, daß es bedächtiger herauszu und zurücksteht, und dann wieder unbeweglich sich weiter von der Sonne beschleichen ließ.

Eben jetzt spielte sich die nämliche Szene zum dritten Male ab. Der Kleine kam athemlos herbeigeführt, der Andere gab ihm pfeifmäßig von dem Inhalt der Briefstasche; der Eine lief wieder hinein, und Jener sah auf's Neue in der Sonne. Zwischen Beiden schien bei der ganzen Aktion kein Wort gewechselt zu werden.

„Heute scheint das Geschäft bei Theotakis wieder gar nicht zu gehen“, sagte Beatrice und lächelte. „Das ist nämlich ein großer Bankier aus Arien, ein Armenier, tolosal reich.“

„Ich sah mir den Mann in der Sonne an, der in seiner Grobthochzeit durchaus nicht wie ein Armenier aussah“, sagte Beatrice.

„Der kleine Duedsberne ist Theotakis. Ach, Sie vermuthen, der dicke Etienne dort wäre ein Bankier, weil er dem Anderen das Geld aiebt? Keine Spur! Das ist, wenn Sie ein liebenswürdiges Wort anwenden wollen, ein Geldvermittler, wenn Sie aber die fern von dieser Zauberei übliche Momentatur wünschen, ein Wucherer.“

„Und der Inhaber eines großen Bankhauses steht mit einem solchen Individuum in Beziehungen?“ fragte ich verbornert.

„Es ist für ihn das Bequemste“, erwiderte meine Freundin. „Theotakis spielt gern und leidenschaftlich. Er kennt seine Leidenschaft und weiß, daß es seine Summe gäbe, die er nicht im Moment heberhaft Erregung auf dem grünen Tisch verschwinden ließe, wenn er sie bei sich hätte. Er hat deshalb ein sehr einfaches Mittel gefunden, um sich zu beherrschen. Niemals mehr und niemals weniger als viertausend Franken in der Tasche. Das ist seine Devise. Diese Viertausend braucht er aber vielleicht zwanzigmal am Tage. Das sind achtzigtausend. Hätte er die ganze Summe bei sich, dann könnte sie sofort weg sein. So aber muß er immer von dem Saale heraus, wenn er ins Verlieren kommt, und erhält immer wieder nur Viertausend. Er kühlt sich eine Sekunde lang ab, kommt zu Besinnung und hütet sich vor allzu großen Einlagen.“

„Ich begriff immer noch nicht, weshalb der armenische Rabob zu einer solchen Selbstziehung und Spielhygiene sich mit einem Wucherer in Verbindung zu setzen brauchte. Da konnte er doch seinen Diener, den er ohnehin täglich aus Nizza mit herüberbringen mochte, beauftragen, vor dem Kasino mit dem Finanzproviand zu warten.“

„Sie kennen die Psychologie des Spielmenschen noch immer nicht“, sagt Beatrice. „Wenn Theotakis sich das Geld leiht und dem dicken Etienne dafür ein paar hundert Franken täglich zahlt, hat er immer den Anreiz, es wiederzugeben zu müssen. Sobald er mit seinen Viertausend ordentlich gewonnen hat, kommt er auch heraus und

**Ein eigenthümliches königl. Hochzeitgeschenk.**



Die Lieblichstochter der Königin von England, Prinzessin Beatrice, erhielt, als sie den Prinzen Heinrich von Battenberg heirathete, ein Geschenk von ihrer königlichen Mutter, das den praktischen Sinn derselben kennzeichnete — nämlich eine Sammlung von Schuhen und Stiefeln. Sie waren in prachtvolle Schachteln eingepackt — sechs Paare von derselben Sorte in einem Schachtel. Es befanden sich in der Sammlung alle Arten von Reittiefeln und Stiefeln für sehr kaltes Wetter, aber auch mit Spitzen prächtig ausge-

stattete Ballschuhe, bequeme Hausschuhe etc. befanden sich darunter. In Bezug auf die Fußbekleidung ist die Königin Englands keineswegs neu-modisch und hält es mit bequemer Schuhen, in welcher Beziehung ihre Töchter mit ihr übereinstimmen. Die Photographie der Schuhammlung ist jetzt erst zur Veröffentlichung gelangt. Die Prinzessin wird sich ihr Verbelang wohl nicht mehr mit dem Anschaffen von Schuhen abgeben müssen, da sie bis zu ihrem Ende mit solchen wohl-berorgt sein dürfte.

händig seinem Finanzwächter eine größere Summe ein. Mit dem eigenen Geld hätte er diesen Trieb zum Festhalten nicht. Und überdies will er weder von seinem Geschäft in Arien noch von den Bankhäusern an der Riviera, bei denen er doch sonst fortgesetzt Summen erheben und wieder einzahlen müßte, kontrollirt werden. Mit Etienne rechnet er ab, wenn er fortweist. Dabei redet er sich auch ein, daß sein Risiko beschränkt ist. Denn mehr als hunderttausend Franken wird ihm sein Finanzmann kaum zur Verfügung stellen können. Die verliert er aber gewinnend damit, während der Andere auf alle Fälle Dreihunderttausend als Nutzen einträgt. So sind beide Theile zufrieden.

Diese Lust hier ist wirklich erstaunlich, sagte ich kopfschüttelnd. „Wie jede Pflanze sich hier anders entwickelt und absonderliche Formen annimmt, so thut es auch der Mensch. Ein großer Bankier, in dessen Buchhalterei daheim jeder sorgfältig pennigweise der Zusätze berechnet wird, und der sich Kopfschmerzen darüber macht, wenn man den Diktent um ein Viertel Prozent erhöht, zählt hier sorglos mehrere hundert Procente an einen Wucherer. Und ein Geldverleiher, der anderwärts tausend Rauteleten und Unterschriften und Wechsel verlangen würde, giebt große Summen her, ohne daß er sich auch nur den Empfang bekümmert läßt.“

„Das Verhältnis zwischen Theotakis und Etienne ist in dieser Beziehung noch gar nicht so merkwürdig“, meinte Beatrice. „Der Armenier ist sicher. Das weiß keine graue Pemp-Eminenz sehr genau. Aber es gibt Geldverleiher, die noch viel leichtsinniger scheinen und noch dabei ganz gute Resultate erzielen. Sie sollen gleich sehen. Auguste!“

Ein er bedächtig aussehender Kellner trat heran.

„Madame und Monsieur befehlen Motta?“

„Nein, Auguste, den Kaffee haben wir schon. Ich wollte nur fragen, wie die Geschäfte gehen“, sagte Beatrice.

„Mein Gott, Madame, die Saison ist ganz gut im Gange; alle Zimmer belegt.“

„Anfinn, Auguste, ich meine nicht die Geschäfte des Hotels, sondern Ihre eigenen.“ Und dabei wiegte sie verständnißvoll den Kopf.

Auguste nahm eine halb bedauernde halb ironische Miene an, ohne jedoch die Grenze jener devoten Höflichkeit zu überschreiten, welche dem wohlgeschulten Kellner anhaftet. „Haben Madame Pech gehabt?“

„Nein, für mich brauche ich kein Geld“, wehrte Beatrice lächelnd ab. „Ach Monsieur nicht“, ergänzte sie, da sie den Blick des Kellners auf mir ruhen sah.

Auguste athmete auf. „Es wäre mir auch gerade heute sehr peinlich gewesen, denn ich hätte Madame nicht dienen können. Lauter Aufgehände. In den nächsten Tagen müssen zehn Mille eingehen. Gekoren war ich wirklich in Verlegenheit. Ein sehr feiner Herr, ein österreichischer Offizier, brauchte Geld. Ich hatte nichts mehr flüssig, aber wollte den Mann doch nicht im Stich lassen. Gehe also nach Hause und lasse mir die Spartaassen meiner Kinder geben. Die wollten erst nicht, aber ich sagte ihnen: Gebt nur her, Ihr bekommt auch gute Interessen. Man muß die Kinder bei Zeiten für das praktische Leben erziehen. Aber die paar hundert Franken langten nicht. Mit Mühe und Noth bekam ich denn zwanzigtausend bei meinen Kollegen drüben im Cafe zusammen. Es ist eine wahre Klammerei: die Kellner drüben im Cafe haben nie flüssiges Kapital. Verzetteln es immer in Kleinigkeiten. Geben zwanzig und vierzig Franken an abgebrannte Spieler, die ihnen eine Uhr zum Pfand dalassen. Es ist kein löcherlich. Wenn Einer eine kleine Summe will, und wenn er gar ein Pfand läßt, soll man ihm nichts geben. Die können ins Leibhaus gehen. Da oben auf französischem Gebiet sind ja genug solche Armenleutgeldstellen.“ Und Auguste deutete auf den Berg, der am Ende der Palmallee hinaufführt. „Wir hier im Fürstenthum brauchen

selches Zeug nicht.“ Er sagte es mit einem Stolz, aus welchem die Schätze Indiens herausklangen. „Es ist eine eigenthümliche Sache mit dem Geldverleiher“, fuhr er fort. „Wenn Madame gefahrlos, will ich Ihnen sagen, wie ich dazu gekommen bin. Ich war immer gewöhnt, sparsam zu sein und mein Geld bei einander zu halten. Nun hatte ich mir etwas geparkt, und da sagt eines Tages ein großer Herr, der schon ein paar Jahre immer bei uns abliege, zu mir: Auguste, sagte er, können Sie mir zwölftausend Franken geben? Ich wußte, daß er ein großer Herr war, und da sagte ich: Ich kann schon, aber was geben Sie mir für Sicherheit? Papiere oder eine Hypothek oder was sonst? Da lachte er und meinte: Auguste, Sie sind ein Dohse; wenn ich Sicherheiten hier hätte, dann ginge ich doch zu einem Bankinstitut und läme nicht zu Ihnen. Ich überlegte mir seine Worte und dann sagte ich: Ja, Sie haben Recht, ich bin ein Dohse, und gab ihm die zwölftausend Franken. Ich habe ein sehr gutes Geschäft damit gemacht. Und seitdem weiß ich, daß man solche Geschäfte überhaupt nur machen kann, wenn man einfach Vertrauen hat, sich die Leute anlieht und ihnen ohne Weiteres giebt, was sie haben wollen.“

„Belommen Sie Ihr Geld immer zurück?“ fragte ich.

„Fast immer. Mitunter giebt es ja einen kleinen Ausfall. Aber der kommt wenig in Betracht. Denn die Herren, die mit meinen Tausendfrankenscheinen gewinnen, sind immer sehr nobel, wenn sie des Geld zurückbringen. Zinsen habe ich noch niemals verlangt, aber man schenkt mir meist einen anständigen Betrag. Und wenn auch durch einen etwaigen Ausfall an der ganzen Geschäfte wenig verdient wird, so hat man doch die Genugthuung, den Göttern gefällig gewesen zu sein.“

„Ich sah mir den Philanthropen Keldel an. Und Sie haben gar keine Sicherheit?“

Er schmunzelte. „Eine doch. Die Allerwerthlichsten. Die Leute, denen man leiht, sind Spieler. Und jeder Spieler muß doch wieder einmal nach Monte Carlo kommen. Deshalb brennt so leicht Keiner durch. Einmal freilich hatte ich wirklich Angst. War da ein Mann, augenscheinlich ein feiner Mann, der sich für einen Gutsbesitzer aus Polen ausgab. Hatte einen Diener bei sich, einen alten Kerl, dem er alles anvertraute, auch Geld. Ich wußte, daß er hoch spielte und schon viel verloren haben mußte. Alle Augenblicke kam der Postbote mit fünf Siegeln und der Depeschbote mit Anweisungen. Also, natürlich, eines Tages sah er bei mir mit Achttausend in der Kreide. Am anderen Abend hat er ein Bomben Glück und gewinnt hundert Mille. Ich höre es schon am Morgen, als ich ins Hotel komme. Madame wissen ja, ich schlafe nicht hier im Hause. Gegen zehn Uhr klingelt er; der Diener soll kommen. Der alte polnische Kerl erscheint aber nicht. Man lacht und lacht, na — kurz — was soll ich Ihnen sagen, er war verschwunden. Heimlich fect mit dem ganzen Vermögen, meine Achttausend auch dabei. Der Gutsbesitzer ist außer sich, seht Himmel und Hölle in Bewegung; keine Spur von dem Verschwindenden. Na, es blieb ihm also nichts übrig, als traurig nach Polen heimzureisen und ich mußte ihn gehen lassen, ohne meine schönen acht Scheine wiederzusehen. Das Reissegeld hatte ihm die Bank gegeben. Aber denken Sie: nach einer Woche traf alles pünktlich ein. Der alte Diener, der wohl ein Erbstück im Hause sein mußte, hatte sich geäuert, daß der junge Herr ein Vermögen verspielt. Als ber nun an dem letzten Abend hundert Mille wiedergekommen hatte, nahm der Alte ganz einfach das Portefeuille und fuhr heimlich nach Polen. Die Vermuthung mag nicht schlecht gewesen sein auf der Niedergeborenen treulos nach Hause kam, und der tomsche Klug ihm die vermeintlich verlorene Summe ausbändigte. „Ich hab's Ihnen retten wollen“, soll er ihm gesagt haben, „und nun, nachdem das geschehen ist, können Sie mich wegzagen.“ Und sehen Sie,

Madame, so habe ich auch in diesem Falle nichts eingebüßt. Man sagt ja wohl: An Polen ist noch nichts verloren.“

Mit dieser Wendung, die er offenbar für geistreich hielt, wollte sich Auguste einen Abgang machen, wie es in der Theatersprache heißt. Denn er verbeugte sich und ging zur Kaffe, um unferre Rechnung abzurechnen zu lassen.

„Halb Ganymed, halb Merkur“, sagte Beatrice. „Ein Kellner, der seinen Gästen Kassenscheine servirt.“

Als wir aufstanden, sahen wir Herrn Theotakis zum dritten Mal die Treppe hinunterlaufen. Etienne sah ruhig weiter auf seinem Plage.

„Der Mann erhebt sich dort ein Vermögen“, dachte ich. „Anderwärts verdienen sich die Leute Kleiner und höhere Einnahmen. Andere Länder, andere Sitten.“

**Ein Besuch.**

Humoreske von Militta Großmann.

Es giebt Menschen, die stets Pech haben, man nennt sie Schlangköpfe, „Pechvögel“.

In diese Kategorie gehörte auch Werner, der Sohn des reichen Fabrikbesizers Laffen.

Wer stets nur Pech gehabt im Leben, wird es endlich auch gewohnt, findet der berühmte Bettelstudent. Werner Laffen konnte das nicht von sich sagen, im Gegentheil, bei solch Gelegenheiten verzweifelte er in stets steigender Tendenz.

Unser Pechvögel stand vor dem Spiegel und betrachtete sein Konterspiel. Häßlich war es nicht, das hatten ihm schon viele gesagt, besonders wenn er den braunen Schnurrbart emporzwickelte. „Du, nur immer sicher aufstehen, alter Junge, wenn Deine Augen nämlich so häßlich unüberhörsen, wie beim Kartenspielen, der zum ersten Mal in den Bassaal tritt, dann machst Du das größte Schicksal, was je existirt“, hatte ihm ein guter Freund auf Ehrenwort versichert.

Der junge Mann hatte entschieden Glück bei den Weibern. Da war zum Beispiel die kleine Anny Behrens, welche auf dem Gise in dem niedlichen Schiffschiffstüme, in dem sie zum Ansehen ausah, stets so lange herumlegierte, bis er nicht mehr widerstehen konnte — soweit war er bald — und sie zu seiner Partnerin machte. Daß er sich bis über die Ohren in Anny verliebte, war gewiß nicht seine Schuld, dafür hatte er aber auf dem Gewissen, daß die kleine nettsche Dame bis zum Rosenwerden für ihn schmätzte.

Heute nun wollte er Herrn Behrens seine Aufwartung machen, um bei ihm um die Hand seiner Tochter anzuhaken.

Er hatte bei Anny einige zarte Andeutungen fallen lassen und diese hatte nicht „nein“ gesagt — das bedeutet bekanntlich „ja“.

Jetzt schlüpfte Werner in den Frack und zog schließlich seinen Balletot an, welcher aber der augenblicklichen Mode wegen die Saufe des Gehrades zu mannelhaft verdeckte. Schnell streckte er die Felleben unter und zwar fest, damit nicht am Ende einer beim Gehen hervorvordere.

Als er aus der Hausthür trat, fing es leise an zu schneien.

„Das kann auch nur mir passieren“, dachte Werner, und wintete einen Drofschiff, damit sie ihn an den Bestimmungsort befördere.

Als er vor der Behrens'schen Villa stand, durchschritt er den kleinen Vorgarten. An der Hausthür kuppig ihn ein nicht gerade allzu appetitliches Schauerweid, welches beim Scheuern der Steintrappe war.

„Ach, heute ist ja Sonnabend“, dachte er, „hätte auch einen anderen Tag wählen können.“

Vorsichtig erklieg er die Treppe und betrat den mit Moikat belegten Vorflur. Da! Ein Krach!

Werner Laffen war ausgerückt und hatte sich mit Aplomb hingefest.

„Ach, ich Un Glücksmensch“, dachte er, während die Schauerfrau sich theilnahmsvoll danach erkundigte, ob he denn nicht tiefen könnte — warum mötens denn grad“ in die grüne Sepp rinlegen.“

„Laffen Sie sich ja nicht stören“, entgegnete er biffig, indem er sich bemühte, seinen Körper wieder in die fertredite Stellung zu bringen.

Da wurde die Windfangthüre geöffnet und Anny erschien. „Ach du lieber Gott, Herr Laffen!“

Man sah ihr an, daß sie nur mit Mühe das Lachen unterdrückte.

„Fräulein Anny — diese Situation“

„Wollte Sie da von des Lebens Mühe und Plagen ausruhen?“ redete sie, „nicht? Nun, dann stehen Sie doch wieder auf.“

Sie lachte jetzt ganz hell heraus und Werner stimmte mit etwas sauerfüher Miene mit ein. — Einige Minuten später stand er im Besuchszimmer.

Anny lud ihn zum Essen ein und Werner saß mit wieder ganz vernünftigen Sinnen seinen Chapeau unter den Stuhl. Kaum hatte er sich niedergelassen, als er wie elektrifirt aufsprang.

Entsetzlich, er hatte sich auf eine der niedlichen Pappschachteln gesetzt, die gewöhnlich mit Süßigkeiten gefüllt sind.

Anny schrie auf, während Werner trostlos den Schaben betrachtete. „Mein Fräulein, ich bin verzweifelt“, schrie er endlich hervor.

„D, seien Sie das nicht, Herr Laffen“, erwiderte sie freundlich, „ich bestam nur einen solchen Schred, im

Grunde ist es gar nicht so schlimm, weil ich sie ja doch beinahe leer gegessen habe.“

Werner war gerührt; daß kaum ein Bonbon herausgenommen war, daß konnte er wohl sehen. Er überlegte schnell, eine wie große Bonboniere er seiner Anny ausenden konnte, ohn daß sein Portemonnaie mitten im Wonnat zur Kur zu seinem Vater wandern müßte.

Werner entschuldigte sich noch vieltausendmal, aber Anny wollte davon nichts wissen.

„Nein, Herr Laffen, ich habe selbst Schuld; warum mühte ich die Schachtel auf den Stuhl setzen — also sprechen wir nicht mehr darüber.“

„So gütig, mein Fräulein. Aber Ihr Herr Vater ist heute wohl nicht zu sprechen?“

„D, gewiß, Herr Laffen. Papa muß jeden Augenblick aus dem Geschäft kommen und Mama wird auch bald erscheinen. Was führt Sie denn her, wenn ich fragen darf.“

„D — Fräulein Anny — Sie wissen ja — ich sprach ja schon davon — ich möchte Ihrem Herrn Vater und Ihrer gnädigen Frau Mutter — etwas sagen.“

„Aber ist es denn gar so schlimm, daß Sie plötzlich so verstimmt aussehen?“

„D, Fräulein Anny — Sie wissen ja —“

„Aber ich bitte Sie, ich erinnere mich wirklich nicht —“

„Auf der Eisbahn —“

„Gestern —“

„Janwohl, als Sie mir darauf sagten, daß die Russt so schlecht spielen —“

„Ach so, da erzählten Sie mir, wenn ich nicht irre, daß Fräulein Walter Mittags getraut würde.“

„Ganz recht —“

„Und nun?“

Werner blidete Anny verblüfft an, „et verstanden Sie mich beim nicht?“

„Verstanden?“

„Aber Fräulein Anny, lieber Fräulein Anny —“

„D, Herr Laffen —“ Anny wurde plötzlich verlegen; ihr schien eine elektrische Bogenlampe aufzugehen.

Eine halbe Stunde später sitzt die kleine Familie mit dem neugeborenen Bräutigam beim Champagner, um die Verlobung würdig zu begießen.

Werner hat sein Glas in der Hand und will es an die Lippen führen, da fällt sein Blick in den wandelbaren Spiegel — „ohoh! Das Glas würde zerbrechen hingeschmettert sein, wenn nicht der Smyrna-Tappich es vor dem nächsten Lode demahrt hätte.“

Werner sintt köhnend auf einen Stuhl — die Fradtschöffe — entschuldigend — vergessen, loszumachen — darum — darum erst die lächelnden Gesichter — entschuldigend! Tableau.

**Zu Markte getragen.**

Dom Eugenio Maria da Teixeira, dessen Bildnis wir hiermit bringen, ist ein Verwandter des ehemaligen Kaisers von Brasilien, des Dom Pedro II. Er wohnt in New York und leidet gegenwärtig an Gelbmangel, weswegen er gern seinen Titel Marquis da Agua Branca für einige Tausend Dollars an den Mann bringen möchte.

In einem New Yorker Tageblatt hat er denselben zum Verkauf angezeigt. Als der Marquis vor drei Jahren nach New York kam, schätzte man sein Vermögen auf \$50,000,000. Er kaufte eine schöne Residenz und ließ das Geld nur so fliegen. Später heirathete er eine reizende Mexicanerin und gab ihr zu Ehren große Feste. Die Götze in dem Hause des Marquis an Westend Avenue und 105. Straße fanden manchmal Diamant - Vorlesungen neben ihren Tellern als Erinnerungsgaben vor. Dann verschwand seine Frau und der Gelbmangel verschaffte sich in Dakota ein Schreibungsdiplom.



Es folgten Gerüchte über finanzielle Verlegenheiten des Marquis. Man erzählte, daß er von Schwindlern des noch übrigen Vermögens beraubt worden sei. Zur Aufwindigung des Verlustes seines Titels trieb ihn die Mittellosigkeit. Kaufmännische müssen, wenn Amerikaner, Mitglieder des Cincinnati - Ordens, der Royal Legion oder der Sons of the Revolution sein.

Die „Ballische Zeitung“ (Nr. 353) berichtet aus Verdiesgaben: „Wie dort geschrieben wird, brachte die Capelle des Bamberger Kaisers - Manns - Regiments um acht Uhr früh dem Geburtsstagsfeste eine Morgen-Serenade dar, und Abends bot das Verlobungsgabener Hof einen geradezu märchenhaften Anblick.“ Es wäre richtiger gewesen, wenn das Hof am Morgen den märchenhaften Anblick geboten und die Serenade am Abend stattgefunden hätte.